

«Vernetztes Denken hatten sie besser im Griff als wir»

Die Kritikerin Inge Beckel sieht in den Nachkriegsarchitekten Vorbilder

Frau Beckel, Sie haben ein Buch über einen unbekannteren Architekten geschrieben. Warum tun Sie das?

Was mich fasziniert, ist seine Haltung gegenüber den Menschen, die in diesen Gebäuden wohnen und arbeiten werden. Die Gedanken für ein Projekt von René Haubensak haben immer bei den Menschen begonnen.

Ist das so ungewöhnlich?

Verglichen mit der Art, wie heute mehrheitlich über Architektur gesprochen wird, ist das ungewöhnlich: Allzu oft werden heute Formen und ästhetische Aspekte diskutiert, Fragen des Kontexts sind in den Hintergrund gerückt. Haubensak interessierte sich für die Gemeinschaft, im Kleinen innerhalb von Wohnung und Haus und im Grossen innerhalb der Stadt. Im Gesamtbild ergibt sich ein starkes, eigenwilliges Engagement, das mich beeindruckt.

War ihm denn die Form gar nicht wichtig?

Für Haubensak war die Form wichtig, aber sie war ein Kriterium unter vielen. Sieht man sich seine Architektur genauer an,



Inge Beckel
Architektur-
historikerin



René Haubensak
Architekt
und Städtebauer

passt er in keine Schublade: Einige seiner Werke gehören zur Postmoderne, andere sind modernistisch, es findet sich historisch Gewachsenes, oft auch einfach Spielerisches. Wenn man seine Karriere überblickt, ändert sein Stil im Laufe der Zeit, also sozusagen mit dem Zeitgeist.

Gibt es denn heute keine engagierten Architekten mehr?

Das kann man so nicht sagen. Ich meine aber: Es sollte mehr davon geben. Die Bedingungen sind schwieriger geworden in der heutigen Zeit, in der die meisten Architekten mit Investoren-Bauherrschaften konfrontiert sind. In vielen Konstellationen kommt es kaum mehr zu längerfristigen Beziehungen, aus denen sich eine inhaltliche Tiefe entwickeln könnte.



Treppe als Ort des Verweilens bei Fenner, Zumikon, 1978.

GBL GUBLER AG / GTA-ARCHIV / ETH ZÜRICH

Würden Sie also sagen, dass wir von früheren Generationen lernen können?

In der Generation Haubensaks – dazu gehören auch Persönlichkeiten wie Beate Schnitter, Benedikt Huber oder Jakob Zweifel – wurde mehr über Fragen der Politik und Gesellschaft diskutiert. Heute fehlt dazu oft die Zeit! Keiner bezahlt dafür, dass stundenlang diskutiert wird.

Ist das ein Appell an Bauträger, sich wieder mehr in die Architektur hineinzudenken? Ja, es gibt heute nicht mehr die Figur des

Patrons, der sich in eine Sache zu vertiefen bereit ist. Die Ansprechpersonen wechseln oft. Demgegenüber konnten Leute wie Haubensak langjährige Freundschaften mit den Bauträgern entwickeln, ein Beispiel dafür ist das Haus Fenner in Zumikon von 1978: Über Jahrzehnte hat Haubensak den Kontakt zur Familie gepflegt. Und nach dem Wohnhaus hat er für sie ein zweites Haus gebaut, das Haus Schrütti nebenan. Aber auch bei grösseren Projekten wie der Siedlung an der Zollikerstrasse in Zürich war die Zusam-

menarbeit mit der Bauträgerin intensiv. Letztere wollte mitreden, wie in «Ihrer» Siedlung schliesslich gewohnt und gelebt werden wird.

Dieses Interesse an der menschlichen Gemeinschaft legt einen roten Faden durch Ihr Buch. Woher kam es?

Die Generation von Haubensak war bestimmt geprägt durch die Kriegserfahrungen. Ihre Geschichte lässt sich auch auf wirtschaftlicher Ebene erzählen, obwohl das nicht mein Fokus war: Ich habe während meiner Recherchen keine Baubrechnung gefunden, bei der Haubensak die Kosten überschritten hätte. Ich bin eben gar nicht der Meinung, dass sich Architekten, weil sie auch Künstler sind, über das Budget hinwegsetzen können. Das Finanzielle soll keinen Primat haben, aber es geht darum, alle Aspekte zu berücksichtigen. Diese Art eines breit vernetzten Denkens hatte jene Generation wohl besser im Griff als die heutige. Dabei geht es um das Austarieren der verschiedenen Ansprüche, der Ästhetik ebenso wie des Gesellschaftlichen oder Finanziellen.

Eine spekulative Frage: Was würde René Haubensak heute zum Thema Verdichtung sagen?

Seine Siedlungen der 1970er Jahre waren auf jeden Fall verdichtet in der heutigen Verwendung des Worts, schliesslich hat er sich an den Stadtstrukturen des Mittelalters orientiert. Er war Teil der Zürcher Arbeitsgruppe Städtebau (ZAS), in der zuweilen fast vierzig Personen engagiert waren. Dieses Engagement war auch politisch motiviert, beispielsweise gegen das geplante «Y», einen Autobahnast nahe dem Zürcher Landesmuseum, wogegen damals auch viele Bürgerinnen und Bürger protestierten. Oder am Bahnhof Stadelhofen, wo sich die ZAS mit Erfolg gegen grosse Abbruchpläne wehrte und den Weg für eine sanfte Entwicklung des Gebiets ebnete. Zusammen mit Lorenz Moser hat Haubensak dort zwei Häuser saniert, neben den Neubauten von Ernst Gisel.

Ging es bei diesem Engagement für die Verdichtung um soziale Nähe oder um Landschaftsschutz?

Um beides! Beide Themen waren vor fünfzig Jahren virulent. Man muss nur Beate Schnitters Siedlung in Stäfa anschauen, wo sich die Gemeinschaftsflächen im Siedlungsinneren und die privaten Gärten oder Balkone gegen den Siedlungsrand befinden. Beim Wettbewerb für

die Siedlung Ankenbühl in Zumikon hat Haubensak stets betont, wie die dichte Bebauung im Kern die umliegenden offenen Grünräume erst ermöglichen. Im Zentrum ist Platz für menschliche Gemeinschaft, und rundherum findet sich Natur, etwa für die persönliche Erholung. Entsprechend hat sich Haubensak generell gegen Zersiedelung, ebenso gegen Gartenstädte, ausgesprochen. Für sein Wettbewerbsprojekt für die Neubebauung des Militärflughafens Dübendorf hat er einen Schmetterling als Vorbild genommen: Die Adern der Flügel waren seine Gassen, die bunten Muster Siedlungskörper oder Freiräume.

Sah er sich als Vorreiter der ökologischen Welle in der Architektur?

Er hätte das nicht so gesagt. Sein Vorgehen war nicht wissenschaftlich im klassischen Sinne. In seinen Zeichnungen zeigt sich seine nichtakademische, vielmehr intuitive Herangehensweise. Schnitter meinte einmal über ihren ZAS-Kollegen Haubensak, er sei unglaublich irrational vorgegangen, habe die Dinge am Schluss aber immer wieder zusammengebracht! Das bringt es wohl auf den Punkt.

Interview: Sabine von Fischer

Inge Beckel (Hg.): René Haubensak. Ein Architekt sui generis. Mürly-Salzman-Verlag, Salzburg 2021. 152 S., zahlreiche Abb., Fr. 44.–

Humane Architektur

svf. · René Haubensak (1931–2018) war Architekt und Städtebauer und immer auch Mensch und Bürger. Er war fasziniert von der Dichte mittelalterlicher Stadtkerne und gleichzeitig darauf bedacht, Menschen genügend Freiraum zu lassen. Stets ging es ihm um ein Austarieren von Ansprüchen, Notwendigkeiten und Wünschen, um ein Sowohl-als-auch. So auch in der Zürcher Arbeitsgruppe Städtebau (ZAS), in der er sich für die Fussgängerpassage beim Bahnhof Stadelhofen engagierte sowie, zusammen mit Lorenz Moser, daselbst zwei Sanierungen von Altbauten verantwortete. Sein Nachlass wird im GTA-Archiv der ETH Zürich aufbewahrt. Der langjährigen Redaktorin, promovierten Architekturhistorikerin und engagierten Publizistin Inge Beckel ist es zu verdanken, dass sein Lebenswerk nun in einem Buch dokumentiert ist.

Unter der Oberfläche brodelt das Magma

Audur Ava Olafsdottir legt mit «Miss Island» einen vortrefflichen Künstler- und Sittenroman vor

ALDO KEEL

Wohl nur Isländer taufen Kinder nach Vulkanen. Hekla, die Ich-Erzählerin in Audur Ava Olafsdottirs vortrefflichem Künstlerroman «Miss Island», wurde nach jenem Feuerberg benannt, der im Mittelalter als Tor zur Hölle galt, dem Lieblingsvulkan ihres Vaters, der in seinen «Vulkanischen Memoiren» Vorahnungen und Träume der Menschen und auffälliges Verhalten der Tiere vor Vulkanausbrüchen festhält: «Es ist weniger die Zerstörungskraft, die mich fasziniert, als die Schaffenskraft.» Der Roman erzählt vom Zusammenwirken der schöpferischen Kräfte von Natur und Kunst.

Die 63-jährige Autorin, die als Kunsthistorikerin an der Universität Island wirkt, studierte in Bologna, lebte sieben Jahre in Paris und konvertierte zum Katholizismus. «Miss Island» wurde 2019 mit dem französischen Prix Médicis étranger als fremdsprachiger Roman des Jahres prämiert.

Die Autorin führt uns zurück ins Jahr 1963. Den Beatles gelingt der Durchbruch, Martin Luther King ruft den Amerikanern zu: «I have a dream.» Nur in Island steht die Zeit still. Die Insel zählt 177 000 Einwohner, 100 Vulkane und einen Nobel-

preisträger. Ausser den Soldaten auf der amerikanischen Luftwaffenbasis Keflavik – Schwarze sind unerwünscht – gibt es kaum Ausländer. Aber die Erde bebzt und lebt wie am ersten Schöpfungstag, und an Heklas 21. Geburtstag wird vor der Südküste die Vulkaninsel Surtsey geboren.

Grundsätzlich männlich

«Wenn man mit einem Vulkan zusammenlebt, weiss man, dass unter der Oberfläche glühendes Magma brodelt.» Getrieben von unbändiger Schaffenslust, will Hekla Dichterin werden. Sie ist in Dalir aufgewachsen, wo die «Laxdaela Saga» spielt, dort, wo Island besonders isländisch ist. Mit Joyce' «Ulysses», einer Schreibmaschine und einem Romanmanuskript im Gepäck zieht sie nach Reykjavik, wo sich das Schicksal junger Dichter entscheidet. Sie muss aber erkennen, dass Dichter in Island grundsätzlich männlich sind. Weibliche Rollenmodelle existieren nicht. Eine Bäuerin, die ihre Verse auf benachbarten Höfen rezitierte, kam ins Gerede. Sie vergesse, die Kühe zu melken, raunte man sich zu, und nachts wecke sie ihre Kinder, um ihnen das Nordlicht zu zeigen. Die Frau wurde schwermütig und ertränkte sich.

Hekla findet Arbeit als Serviererin. Nachts schreibt sie unter männlichen Pseudonymen für Zeitschriften. Ihren Roman jedoch, der sich «zu sehr von dem unterscheidet, was wir normalerweise herausgeben», will der Verleger nicht veröffentlichen. «Und dieser junge Mann in der Geschichte, ist das ein Homosexueller?» Der Verleger rät ihr, sich stattdessen als Miss Island zu bewerben, «geht zur Tür und hält sie mir auf».

Währenddessen spielen sich Jungpoeten in altromantischem Habitus als Genies und Bohémiens auf. In Dalir hätten sie als missratene Klugschwätzer gegolten. Wie anders die Sprachdisziplin von Heklas Vater, der in seinen Wetternotizen den Tod ihrer Mutter so vermerkt: «Windstille. Temperatur: acht Grad. Steinthora Egilsdottir, meine Ehefrau seit zwanzig Jahren, wurde heute zu Grabe getragen. 33 Mutterschaft lammt. Eine Eisschicht liegt auf den Wiesen, die Pferde scharren nach Gras.» Es gilt, jeden Ausdruck von Bewegung und Gefühl zu vermeiden. «Nur die Musik erfasst den Tod.»

Der Roman wird in kurzen Kapiteln und schnellem Rhythmus vorangetrieben. Er ist durchzogen von Anspielungen auf literarische Texte und Traditionen. So wird das Martyrium von Heklas schwu-

lem Jugendfreund, der in Angst davor lebt, auf der Walfangstation in den Trankesel geworfen zu werden, durch Verweise auf Hallgrímur Peturssons «Passionspalmen» (1659) orchestriert – das Karfreitagsbuch schlechthin, dessen fünfzig Gesänge heute noch während der Passionszeit am Radio rezitiert werden, wenn auch nicht mehr in jenem «Gotteswortton», den vor über hundert Jahren Halldor Laxness in seinem Elternhaus noch erlebte.

Schon fast Geschichte

Für Dichterinnen und Homosexuelle hatte Islands isolierte und konservative Inselgesellschaft kein Verständnis. 1963 gewährte sie niemandem die Möglichkeit, Schutz in der Anonymität zu finden. Homosexuelle flohen ins Ausland. Auch Hekla und ihr schwuler Jugendfreund wandern nach Dänemark aus, wo die Polizei Homosexuellen aber ebenso feindlich gesinnt ist, wie es in Island der Fall ist.

Das Jahr 1963 ist nicht mehr Gegenwart und noch nicht Geschichte. So nah und doch so fern. Audur Ava Olafsdottir, deren Werk in 33 Sprachen übersetzt ist und die den Preis des Nordischen Rates erhalten hat, mithin den Parnass der nordischen Dichtkunst erklommen hat, be-

tont in einem Interview, dass sie 1963 als Frau vermutlich kein einziges Buch hätte veröffentlichen können.

Tatsächlich gelten heute die Schreibkünste der Frauen als experimenteller, kühner und philosophischer als die der Männer. Heute ist auch die sexuelle Orientierung kein Auswanderungsgrund mehr. Im Gegenteil, letztes Jahr warb die staatstragende evangelisch-lutherische Volkskirche auf einem Linienbus der Verkehrsbetriebe Reykjaviks für den Besuch der Sonntagsschule mit einer grossen Abbildung des unter einem Regenbogen ausgelassen tanzenden Jesus mit Busen – die Presse sprach vom «Trans-Jesus». Dazu das Bibelwort: «Ihr Lieben, lasst uns einander liebhaben; denn die Liebe ist von Gott, und wer liebt, der ist aus Gott geboren und kennt Gott» (1. Joh 4,7).

Wer kann aber schon wissen, wie Jesus aussah? In einer dänischen Kirche bestaunen die Dichterin und ihr schwuler Jugendfreund ein Gemälde, das Jesus mit von Pfeilspitzen durchbohrtem Körper und «schulterlangen goldenen Locken» zeigt, den Blick gen Himmel gerichtet.

Audur Ava Olafsdottir: Miss Island. Roman. Aus dem Isländischen von Tina Flecken. Insel-Verlag, Berlin 2021. 236 S., Fr. 33.90.